Analyse der heutigen Erziehungssituation*

Walter Herzog

Ich möchte Ihnen zunächst sagen, wie ich den Titel meines Referats verstehe. Mit "Erziehungssituation" meine ich nicht das, was Ihnen in Ihrem beruflichen Alltag begegnet - darüber wissen Sie besser Bescheid als ich -, sondern das, was gleichsam hinter den Kulissen liegt, in denen Sie als Lehrerinnen und Lehrer agieren. Wir leben in einer Zeit, die dazu verleitet, mit hochtrabenden Begriffen zu operieren und eine Epochenschwelle, ein neues Zeitalter oder ein neues Bewusstsein zu prophezeien. Auch jene, die nicht wissen, wohin es geht, nehmen zumindest an, dass etwas zu Ende geht. Ein grassierender "Postismus" macht sich breit: "postindustrielle" Gesellschaft, "posthistoire" in der Geschichte, "Postmoderne" in der Architektur, "Postavantgarde" in der Malerei etc. Man will uns klarmachen, dass in Gesellschaft und Kultur Zeichen der Veränderung zu beobachten sind und Neues auf uns zukommt.

Der Schule kann es nicht gleichgültig sein, was ausserhalb der "pädagogischen Provinz" vor sich geht. Wo sich die Welt verändert, da muss sich die Erziehung verändern. Denn die Erziehung hat es mit der Vermittlung von Kind und Welt zu tun. Eine veränderte Welt bedarf einer veränderten Erziehung. In diesem Sinne möchte ich ein paar Schlaglichter auf Veränderungen werfen, die zwar ausserhalb der Schule zu lokalisieren sind, in ihren Auswirkungen aber die Erziehungssituation der Schule betreffen.

Ich beginne damit, dass ich in einem ersten Teil von vier Entwicklungstendenzen spreche, die wir zur Zeit beobachten können, nämlich eine Individualisierung der Gesellschaft, eine Egalisierung der Geschlechterbeziehung, eine Pluralisierung der Kultur und eine Globalisierung unserer Welt. Im zweiten Teil werde ich auf zwei aktuelle Probleme der Erziehung eingehen, wie sie sich aus diesen Entwicklungen ergeben.

Zum ersten Teil meiner Ausführungen, einer Analyse von vier Entwicklungen, die meines Erachtens zur Zeit im Vordergrund des gesellschaftlichen Wandels stehen.

Individualisierung

Ein erstes Charakteristikum unserer Zeit liegt in dem, was man in der Soziologie "Individualisierungsschub" nennt. Was ist damit gemeint? In-

---

* Referat an den Schweizerischen Lehrerbildungskursen am 9. Juli 1990 in Stans.

dividualität ist etwas, das wir uns spätestens seit der Renaissance als Besonderheit unserer Seinsweise zuschreiben. Während der Mensch der Renaissance als einzelner - als Individuum - hervortritt, war der mittelalterliche Mensch eingebunden in ein Ganzes, das ihm eine Rolle und einen Status gab. Das gesellschaftliche Gefüge wurde als Körperschaft verstanden. Die soziale Gemeinschaft war ein Leib, in dem jedes Glied eine besondere Funktion zu erfüllen hatte. Der Mensch war nicht um seiner selbst willen da, sondern des Wohls der Gemeinschaft wegen. Damit bestand wenig Chance auf Individualität. In der ständischen Ordnung des Mittelalters existierte der einzelne eher als Typus denn als Individuum.

Das "typische" Verhalten des mittelalterlichen Menschen war nicht zuletzt auch deshalb möglich, weil die sozialen Einheiten relativ klein und die Verflechtungen der Gemeinschaften eher gering waren. Politisch und ökonomisch waren die menschlichen Lebenseinheiten weitgehend selbständig und autark. Dementsprechend konnte das Verhalten situativ ausgerichtet sein. Man reagierte spontan, mit wenig Weitsicht und Selbstkontrolle.

Trotz geringer Individualität war der mittelalterliche Mensch aber nicht *nur* Typus. In seiner Seele wurde der einzelne von Gott her verstanden. Und innerhalb dieses Verhältnisses zu Gott ist ihm Individualität zugekommen. Vor Gott sind die Menschen gleich. Bei aller irdischen Ungleichheit und Einbindung in einen sozialen Körper sind die Menschen als "Kinder Gottes" persönlich auf Ihn bezogen. Dieser christliche Individualismus entfaltete in dem Moment seine Sprengkraft, als sich die Gesellschaft "säkularisierte", d.h. dem Diesseits öffnete. Das eben war in der Renaissance der Fall und verstärkte sich in der Zeit der Aufklärung. Damals begann der Prozess der Individualisierung des (weltlichen) Menschen, ein Prozess, dessen letzte Phase heute mit dem Etikett des "Individualisierungsschubes" versehen wird.

So gesehen, handelt es sich nicht um etwas Neues, das uns heute gleichsam wie aus heiterem Himmel überfällt, sondern um die Ausweitung einer Entwicklung, die bereits zu Beginn der Neuzeit oder - wenn Sie lieber wollen - der Moderne zu beobachten ist. Die Verweltlichung des Menschen in der Renaissance steht im Zusammenhang mit dem Wandel des Weltbildes, wie es beispielhaft die neuzeitliche Wissenschaft zum Ausdruck bringt. Im naturwissenschaftlichen Weltbild steht die Erde nicht mehr im Zentrum; vielmehr ist sie ein Planet wie ein anderer auch. Das Weltbild der Wissenschaft ist dezentriert und der Mensch an den Rand des Universums versetzt. BLAISE PASCAL bringt im 17. Jahrhundert die Situation des modernen Menschen anschaulich zur Darstellung, wenn er schreibt, das Weltall sei stumm und der Mensch wie ein Verirrter in einem seiner Winkel, ohne dass er wüsste, wer ihn dorthin gebracht hat und

was ihm widerfahren wird, wenn er stirbt. Bedenke man dies, dann überkomme einem ein Grauen, "... wie es einen Menschen überkommen müsste, den man im Schlaf auf einer wüsten und schreckvollen Insel ausgesetzt und der erwachend weder weiss, wo er ist, noch wie er entkommen kann" (PASCAL 1972, p. 318). Doch PASCAL ist nicht ohne Hoffnung. An einer anderen Stelle vergleicht er den Menschen mit einem Schilfrohr. "Nur ein Schilfrohr, das zerbrechlichste in der Welt, ist der Mensch, aber" - so fährt er fort - "ein Schilfrohr, das denkt" (p. 167). "Der Mensch ist offenbar zum Denken geschaffen, das ist seine ganze Würde und sein ganzes Verdienst " (ebd., p. 87). Die elende Lage, in die das neuzeitliche wissenschaftliche Weltbild den Menschen gebracht hat, lässt sich kompensieren durch die einmalige Kraft, über die der Mensch verfügt, die Kraft des Denkens. Im Denken vermögen wir unserer Verzweiflung entgegenzuwirken.

Die Überzeugung von der Autonomie des Menschen wird von KANT aufgegriffen und zur Grundlage der Aufklärung gemacht. Seit der Aufklärung wird der Mensch nicht mehr als Teil des Kosmos gesehen, sondern immer mehr als ein Wesen, das der Welt *gegenüber* steht und sie zu beherrschen vermag. Das gilt nicht nur für die Natur, es gilt auch für die Gesellschaft, und es gilt für die Erziehung. Die Natur unterwerfen wir durch Technik, die Gesellschaft, durch Politik und den Menschen durch Erziehung. Das Ziel ist die Verbesserung von Mensch und Welt. Die Paradiesessehnsucht wird gleichsam ins Diesseits projiziert und zum Ziel einer geschäftigen, für sich selbst verantwortlichen Menschheit.

Auf sich gestellt, ist der säkularisierte Mensch Individuum. Das kommt beispielhaft in einem Zeugnis des 16. Jahrhundert zum Ausdruck, in den "Essais" von MONTAIGNE. Im Vorwort schreibt MONTAIGNE: "Dies hier ist ein aufrichtiges Buch, Leser. ... Ich habe darin gar keine Achtung auf deinen Nutzen noch auf meinen Ruhm genommen. ... Ich will, dass man mich darin in meiner schlichten, natürlichen und gewöhnlichen Art sehe, ohne Gesuchtheit und Geziertheit: denn ich bin es, den ich darstelle. Meine Fehler wird man hier finden, so wie sie sind, und mein unbefangenes Wesen, soweit es nur die öffentliche Schicklichkeit erlaubt hat. ... So bin ich selber, Leser, der einzige Inhalt meines Buches ..." (MONTAIGNE 1580, p. 51). MONTAIGNE, allein er oder, wie es dann heisst: sein "Ich", sind Inhalt des Buches. An einer anderen Stelle heisst es: "Ich habe es nur mit mir zu tun; unaufhörlich beobachte ich mich, beaufsichtige ich mich, geniesse ich mich". MONTAIGNE lebt in Beziehung zu sich selbst, nicht mehr in Beziehung seiner Seele auf Gott.

350 Jahre später findet sich bei JEAN-PAUL SARTRE dieselbe, nun aber weit radikaler vorgetragene Auffassung. SARTRE steht nicht mehr nur in einer geniesserischen Beziehung zu sich selbst, wie dies für MON-

TAIGNE charakteristisch ist. Die Selbstbeziehung wird zur Selbstpraxis. SARTRE postuliert, dass der Mensch kein Wesen hat, ausser demjenigen, das er sich selbst gibt. "Er wird erst ... sein, und er wird so sein, wie er sich geschaffen haben wird" (SARTRE 1979, p. 11). Er muss sich selbst "entwerfen". Er kann nur so sein, "wie er sich konzipiert" und "wie er sich will". Das sei der "erste Grundsatz des Existentialismus" (ebd.). Da es niemanden gibt, der die Natur des Menschen entwirft, ist der Mensch verlassen und findet weder in sich noch ausserhalb eine Möglichkeit, sich anzuklammern. Von Gott verlassen, ist er zur Freiheit "verurteilt" (ebd., p. 16).

Was SARTRE mit der Radikalität des existentialistischen Philosophen schildert, ist die Situation des modernen oder postmodernen Menschen, der sich aus den Verflechtungen des Kosmus gelöst hat und nun, auf sich gestellt, sein Leben aus eigener Kraft fristen muss. Dieser Mensch hat kein "Wesen", keine "Natur", die ihm unproblematisch "gegeben" wären. Vielmehr muss er sich ein Wesen und eine Natur allererst geben. Er muss sich wählen und ist zur Freiheit der Selbstwahl verurteilt.

Nun handelt es sich bei MONTAIGNE und SARTRE um literarische bzw. philosophische Zeugen. Sie können nicht als repräsentativ für die entsprechenden Zeitepochen gelten. Doch in gewisser Weise ist das, was man heute "Individualisierungsschub" nennt, genau das, was uns MONTAIGNE und SARTRE vorführen, nun aber als *Massenphänomen*. Was lange Zeit ein Privileg von Intellektuellen und Literaten war, wird heute gleichsam populär und im Bewusstsein breiter Bevölkerungsschichten manifest. Die Selbstthematisierung, wie sie bei MONTAIGNE aufscheint, und die Identitätsproblematik, wie sie SARTRE so nachdrücklich herausstreicht, beschäftigen heute nicht nur diejenigen, die es "sich leisten können", sondern auch alle anderen, die bislang davor verschont blieben.

Ein erster Schritt zu dieser Individualisierung auf breiter Basis wurde in der Industriegesellschaft, wie sie im 19. Jahrhundert entstanden ist, gemacht. Mit der Industrialisierung wurden weite Bevölkerungskreise ihrer traditionellen Bindungen und angestammten Lebenskontexte beraubt. Das gemeinschaftliche Leben, wie es für eine bäuerliche Gesellschaft charakteristisch ist, erodierte. Die Familie verlor ihre Funktion als primärer Ort der Lebensfristung. Die veränderte Gesellschaft setzte einen Pluralismus der Normen und Werte frei. Wirtschaft und Staat, Kunst und Religion, Familie und Arbeit trennten sich und wurden zu eigenständigen Sinnsphären, die nicht mehr durch ein übergeordnetes, religiöses Wertsystem integriert wurden. Der einzelne ist nicht mehr gleichsam organisch in den gesellschaftlichen Körper eingebunden, denn er muss nun eine Vielzahl von Rollen spielen. Das Verhalten bedarf einer inneren Steuerung durch rationale Planung, Selbstbeherrschung und ein morali-

sches Gewissen. Komplexität, Heterogenität und Pluralität der gesellschaftlichen Kontexte schaffen einen sozialen Druck auf den einzelnen, sich selbst gegenüber den anderen und gegenüber den vielfältigen Ansprüchen, denen er ausgesetzt ist, abzugrenzen und zu erhalten. Identität kann nicht mehr sozial gewonnen werden. Vielmehr wird sie zur persönlichen Leistung in der Auseinandersetzung mit einer Pluralität von Identitätsangeboten. Jeder und jede muss sich seine individuelle Besonderheit im Gegenzug zu den sozialen Wertsystemen erarbeiten. Eine industrialisierte Gesellschaft verlangt aus gesellschaftlichen Gründen Menschen, die autonom handeln können und deren individuelle Freiheit aus der Teilnahme an diversen, heterogenen Kontexten resultiert.

Trotzdem, zum Ausbruch auf breiter Basis gelangt der Individualismus im 19. Jahrhundert nicht. Und dies hat Gründe, die man mit Hilfe von KARL MARX illustrieren kann. MARX beobachtete am Anfang des kapitalistischen Industriesystems durchaus eine starke Zunahme der Individualisierung. Wesentlich wurde der einzelne, der sich als individuelle Arbeitskraft "verkaufen" muss und damit von seiner Familie, Nachbarschaft und Kultur "entfremdet" wird. Was für die Beurteilung des Menschen allein zählt, ist seine Arbeitskraft und die Leistung, die er mit ihrer Hilfe erbringt. Alles andere wird tendenziell vergleichgültigt, d.h. der Entscheidung des Individuums überlassen. Diese Tendenz zur Individualisierung und Vereinzelung ist im 19. Jahrhundert deshalb nicht zum Durchbruch gelangt, weil der gesellschaftliche Reichtum zu gering war und seine Verteilung äusserst einseitig, nämlich zugunsten der "Kapitalisten" erfolgte. Noch gibt es keinen "Wohlfahrtsstaat", keine "soziale Gerechtigkeit" und kaum "soziale Fürsorge". Die "soziale Frage", wie sie sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellte, war - nebenbei gesagt - der Anlass für die Entstehung der Sozialpädagogik. Die Folge des kruden kapitalistischen Wirtschaftssystems war eine Verelendung der Arbeiterschaft und deren Solidarisierung in Gewerkschaften und politischen Parteien. Auf der Basis eines gemeinsam erlittenen Schicksals bildeten sich die Arbeiter zur sozialen Klasse, die sich als Kollektiv zu wehren begann. Der Kapitalismus führte nicht in die Vereinzelung, weil ihm aufgrund der massenhaft erfahrenen Verschlechterung der Lebensbedingungen durch die Solidarisierung der Betroffenen eine Gegenkraft erwuchs, die zur Kollektivierung der Arbeiterschaft führte. So gesehen, ist die Tendenz zur Individualisierung zwar von Anfang an latent mit der Industriegesellschaft verbunden, kommt aber lange Zeit nicht manifest zum Ausdruck, weil die materiellen Lebensbedingungen der Individualisierung und Vereinzelung entgegenwirken.

Diese Voraussetzung ist heute nicht mehr gegeben, so dass der latente Individualismus der modernen Industriegesellschaft allmählich manifest werden kann. Der Soziologe BECK meint, dass zwar die Struktur der so-

zialen Ungleichheit - also die sozialen Klassen- oder Schichtunterschiede - auch in unserer Zeit im wesentlichen weiterbestehen, dass aber gesamtgesellschaftlich eine Art Aufwärtsbewegung der Gesellschaft stattgefunden hat. Er spricht von einem "Fahrstuhleffekt": als sei die Gesellschaft als ganze vom 19. ins 20. Jahrhundert gefahren und habe sich dabei wohlstandsmässig um eine Etage verbessert. Die kollektive Anhebung des Lebensstandards hat zur Folge, dass die unteren sozialen Schichten aus dem Elend herausgehoben wurden und damit die Voraussetzungen der Solidarisierung der Ärmsten verloren gegangen sind. Die sozialen Klassen bilden keine Orientierungspunkte mehr, um sich eine Identität zu geben. Aufgrund des Ausbaus der Sozialversicherungen und durch die "soziale Marktwirtschaft" besteht kein Grund mehr, sich kollektiv gegen eine ungerechte Gesellschaft aufzulehnen. Auch wenn dies nicht absolut genommen werden darf, denn soziale Ungerechtigkeit gibt es auch in unserer Zeit, leben wir doch unter anderen Bedingungen als im 19. Jahrhundert. Vor allem die Nachkriegszeit bringt die Bedingungen, unter denen Individualität in erhöhtem Masse und auf breiter Basis freigesetzt werden kann. Durch die Lockerung sozialer Identifikationen wird der einzelne stärker auf sich gestellt. Was MONTAIGNE und SARTRE als Angehörige einer intellektuellen Elite erfahren konnten, wird heute zum Problem einer breiten Masse.

Egalisierung

Ich komme damit zu meinem zweiten Punkt: der Egalisierung der Geschlechterbeziehung. Die Egalisierung der Geschlechterbeziehung lässt sich als ein Beispiel für den Individualisierungsschub verstehen, ein Beispiel aber, das eine besondere Bedeutung hat, weshalb ich es gesondert diskutieren möchte.

Die französische Aufklärung segelte unter der Devise "Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit". Sie proklamierte die Menschenrechte, die unangesehen der Person für jedermann gelten sollten. Für "jeder Mann", aber nicht für "jede Frau", denn die Frauen galten auch in der Aufklärungszeit als den Männern nicht gleichwertig. In der "Encyclopédie" von DIDEROT und D'ALEMBERT heisst es, der Ruhm der Frau bestehe darin, im Verborgenen zu leben. Sie beschäftige sich mit der Regierung der Familie, herrsche über ihren Ehemann durch Gefälligkeit, über ihre Kinder durch Sanftmut und über ihre Dienstboten durch Güte. Sie strahle Wärme aus, ein reines Licht, das alles leuchte und belebe, was sie umgibt. Das 18. Jahrhundert, bezeichnenderweise das "pädagogische Jahrhundert" genannt, definierte das Leben der Frau in Beziehung auf das Leben von Mann und Kind. Deutliche Worte finden sich bei ROUSSEAU, einem der Ahnherren der Pädagogenzunft, der in seinem Erziehungsroman "Emile"

schreibt: "Die ganze Erziehung der Frauen muss ... auf die Männer Bezug nehmen. Ihnen gefallen und nützlich sein, ihnen liebens- und achtenswert sein, sie in der Jugend erziehen und im Alter umsorgen, sie beraten, trösten und ihnen das Leben angenehm machen und versüssen: das sind zu allen Zeiten die Pflichten der Frau, das müssen sie von ihrer Kindheit an lernen" (ROUSSEAU 1975, p. 394). Auch einem ungerechten Mann gegenüber hat sich die Frau unterzuordnen. Denn die Ungleichheit der Geschlechter ist gemäss ROUSSEAU ein Zeichen der Vernunft. Die Frau soll nicht für sich, sondern für andere leben. Sie ist des Mannes und der Kinder wegen geschaffen worden.

In diesen Äusserungen französischer Aufklärer manifestiert sich ein eigenartiger Gegensatz zum Pathos der Aufklärung, wie es bei KANT zum Ausdruck gelangte. Aufgeklärt ist nach KANT derjenige, der mündig ist und sich seines *eigenen* Verstandes bedient. Offensichtlich soll dies nur für die Männer gelten. Die Frauen bleiben fremdbestimmt, ein Anhängsel der Ehegatten. Wo MONTAIGNE in der Beziehung zu sich selbst schwelgt, verlangt ROUSSEAU die Beziehung der Frau auf den Mann. Dementsprechend soll die Bildung der Frauen auf die Männer ausgerichtet werden.

Diese Einstellung hat sich in den letzten Jahrzehnten deutlich geändert. Gerade im Bildungswesen beobachten wir eine "stille Revolution", was das Bild der Frau anbelangt. Die letzten Jahre zeigen eine zunehmende Bildungsbeteiligung der Frauen. Im neuesten Band des "Statistischen Jahrbuches der Schweiz" (1990) wird das Kapitel "Bildung und Wissenschaft" mit der Feststellung eingeleitet: "Besonders die Frauen beteiligen sich vermehrt und verkleinern den Unterschied zu den Quoten des männlichen Geschlechts" (p. 288). Gesamtschweizerisch zeigen sich für 1988/89 folgend Zahlen: Im Vorschulbereich 49 % Beteiligung der Frauen, in der obligatorischen Schulzeit ebenfalls 49 %, auf der Sekundarstufe II insgesamt 45 %, wobei die Maturitätsschulen 47 % und die Berufsausbildung 42 % ausmachen, auf der Tertiärstufe insgesamt 33 %, wovon 37 % auf die Hochschulen entfallen. Verfolgt man die Schulabschlüsse von 1977 bis 1989, zeigt sich bei den Männern im Bereich von Berufsausbildung und Maturität in etwa ein Gleichstand, bei den Frauen jedoch eine klare Zunahme sowohl bei den Berufsschul- wie bei den Maturitätsabschlüssen.

Es ist klar, dass hinter diesen Zahlen auch Probleme liegen. So ist die Bildungsbeteiligung der Frauen zwar eindeutig steigend, aber je höher die Bildungsstufe, desto geringer ist die Egalität zu den Männern. Bei den Studierenden beispielsweise hat sich der Frauenanteil seit den 80er Jahren verdoppelt, doch die Parität zu den Männern ist noch nicht erreicht. Trotzdem ist ein klarer Trend zu mehr Beteiligung der Frauen am Bil-

dungswesen festzustellen. Gehen wir davon aus, dass Bildung Voraussetzung für Berufstätigkeit ist, dann ist damit zu rechnen, dass immer mehr Frauen ihre Bildung auch in eine berufliche Tätigkeit umsetzen werden. Bildung und Beruf bedeuten Eigenständigkeit und Autonomie, und dies sind Werte, die in unserer Zeit zunehmend betont werden. Sie sind ein Teil dessen, was der "Individualisierungsschub" beinhaltet. Wer ein bestimmtes Bildungsniveau erreicht hat, der erwartet, dass er dieses in eine Berufstätigkeit und eine angemessene Entlöhnung umsetzen kann.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass dieser Trend zur Egalisierung in Bildung und Beruf auch ideologisch unterstützt wird. Ich denke nicht nur an den Feminismus. Die Emanzipationsbewegung der Frauen ist genausowenig wie der Individualisierungsschub ein punktuelles Ereignis unserer Tage. Auch die Wurzeln der Frauenemanzipation liegen in der beginnenden Neuzeit. Letztlich geht es darum, dass die Frauen einen Modernitätsrückstand gegenüber den Männern aufholen. Das Prinzip der Freiheit und Gleichheit der Menschen, wie es die bürgerlichen Revolutionen gegen den Feudalismus ins Feld geführt haben, wird heute auf die Beziehung der Geschlechter erweitert. Der moderne Mensch ist nicht mehr in erster Linie Mitglied einer Familie, eines Standes, einer Berufsgruppe, einer Religionsgemeinschaft, eines Nationalstaates etc., sondern zunächst einmal sich selbst. In diesem Sinn verkörpert die Zuordnung der Frau zum Mann, wie sie beispielhaft in den Zitaten ROUSSEAUs zum Ausdruck gelangt, ein überholtes feudalistisches Denken. Auch die Frau soll die Möglichkeit haben, in einer modernen Gesellschaft zu leben und sich in ihrem Wesen selbst zu bestimmen.

Insofern bildet die Egalisierung der Geschlechterbeziehung einen Teil des Individualisierungsprozesses der Gesellschaft. Die Frau wird von ihrer fremdbezüglichen Definition als Gattin und Mutter befreit und auf sich selbst gestellt. Sie soll, genauso wie der Mann, das Recht haben, sich selbst zu bestimmen und ihre Identität eigenständig zu wählen. Individualisierung bedeutet, dass der Mensch aus vorgegebenen Fixierungen herausgelöst wird und sein Leben selbst gestalten kann, aber auch muss. Das eigene Leben wird entscheidungsoffener, die Biographie gestaltbarer. Man ist nicht mehr länger ein sozialer Typus, dem bereits bei der Geburt eine Identität verpasst wird. Das heisst, ganz im Sinne SARTREs: Man muss sich eine Identität selbst geben.

Pluralisierung

Damit komme ich zum dritten Punkt: der Pluralisierung unserer Kultur. Der Pluralismus der Kultur zeigt sich exemplarisch am Beispiel der Kunst. Wir leben in einer Zeit der "Stillosigkeit" - im Sinne des Fehlens

eines einheitlichen Kunststils. Vorboten dieser "Stillosigkeit" waren zu Beginn unseres Jahrhunderts der Kubismus, der Dadaismus, der Surrealismus, der Expressionismus, die Konkreten und Abstrakten etc., alles Strömungen, die sich von der traditionellen Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts absetzten. Auffallend ist, wie sich dabei die Zentralperspektive als Ordnungsgesichtspunkt der Bildfläche auflöst, etwa bei Cézanne und den Kubisten. Eine aperspektivische Welt sucht sich ihren bildnerischen Ausdruck. Die Kunst versteht sich auch nicht mehr als Abbildung, sondern als Schaffung von Wirklichkeit, wie die "gegenstandslose" Malerei der Abstrakten und Konkreten, aber auch ein Aussenseiter wie Klee, zeigen.

Ähnliche Entwicklungen sind in der Musik - denken wir an die Atonalität - und in der Dichtung zu beobachten. Etwas anders stellt sich die Situation in der Architektur dar, die gegenüber der künstlerischen Avantgarde zu Beginn unseres Jahrhunderts eigenartig verspätet ist. Die Architektur stellte sich zu Beginn unseres Jahrhunderts in den Dienst der Funktion. In Wien proklamierte Adolf Loos die ornamentlose Baukunst. Allein die Funktion, der ein Bau dienen soll, hat das Recht, den Baustil zu bestimmen. Ästhetik und Funktion fallen zusammen. Le Corbusier und andere Architekten sind Adolf Loos darin gefolgt. Das funktionalistische Denken wurde auf Jahrzehnte hinaus zum Credo der Architektur. Doch mittlerweile sind wir im Begriff, den Funktionalismus zu überwinden. Was zu Beginn des Jahrhunderts als progressiv galt, ist zur Uniformität und Starrheit dessen geworden, was man den "internationaler Stil" nennt, dem man mittlerweile in Zürich, London, Los Angeles oder Tokio genauso begegnen kann. Dieser "internationale Stil" ist im Begriff, sich aufzulösen. Traditionelle Stilelemente werden wieder zugelassen, ja geradezu eklektizistisch kombiniert. Positiv gewendet, handelt es sich um eine Mehrsprachigkeit. Traditionen werden aufgenommen und in einer Pluralität der stilistischen Ausdrucksweise integriert. Die Architektur verliert ihren hermetischen Modernismus und öffnet sich den Inspirationsquellen der Tradition. Dadurch wird sie pluralistisch und "postmodern". So die Diagnose der Architekturtheoretiker. Doch was hier "postmodern" genannt wird, hat seine Wurzeln in der künstlerischen Avantgarde des frühen 20. Jahrhunderts. Auch hier kann man daher nicht sagen, wir stünden einem absolut neuen Phänomen gegenüber. Die künstlerische Vielfalt ist längst schon ein Teil unserer Welt. Postmoderne ist also bestenfalls eine gesteigerte Moderne, keine Nachmoderne.

Von der Kunst wird gerne gesagt, sie habe ein "Sensibilisierungspotential" oder eine "seismographische Funktion". In der Tat, der Pluralismus, den uns die Kunst vor Augen führt, ist der Vorbote eines Pluralismus im Bereich der Kultur ganz allgemein. Die gesellschaftliche Individualisierung und die kulturelle Pluralisierung sind letztlich die zwei Seiten ein

und derselben Münze. Einer Gesellschaft, die sich strukturell individualisiert, entspricht eine Kultur, die sich pluralisiert. Der Auflösung traditioneller sozialer Identitäten korrespondiert die Auflösung eines einheitlichen Kunststils. Die Kultur wird zum Supermarkt der Ideen, derer sich der einzelne bedienen kann, um seine Individualität zu formen. Es wird uns allmählich bewusst, wie sehr sich unsere Lebensstile bereits vervielfacht haben. Was noch vor ein paar Jahren als exotisch galt, ist es heute nicht mehr. Nicht nur Asylanten aus nicht-europäischen Ländern bringen uns fremde Kulturen nahe, wir selbst sind dabei, mit unserer Reiselust die Welt zu erobern. Längst ist es keine Besonderheit mehr, wenn Schweizer ihre Ferien in Ländern verbringen, deren Kultur von der unseren höchst verschieden ist. Im Gegenzug hat sich das Angebot an aussereuropäischen kulturellen Praktiken, die als spirituelle oder psychologische Lebenshilfen angeboten werden, in unserem Land vervielfacht. Kurse in Yoga, T'ai-chi, Bauchtanz, Sufismus, Schamanismus, Akupunktur, Massage etc. ermöglichen die Aneignung fremder Lebenspraktiken im eigenen Land. Nicht-christliche Religionen, wie Islam, Hinduismus oder Zen-Buddhismus, können in der Schweiz praktiziert werden. Moscheen und Pagoden mögen uns zwar nach wie vor fremd erscheinen, aber es gibt sie mittlerweilen auch bei uns. Das Fremde kommt zu uns, und dies natürlich auch durch fremde Menschen, die nicht nur als Asylanten zu uns kommen.

Dazu ein kurzer Blick in die Zukunft. Aufgrund von demographischen Prognosen lässt sich für das Jahr 2000 eine Zäsur vorhersagen. Bis dahin wird die Bevölkerung Europas noch wachsen, dann wird ein Stillstand eintreten, schliesslich ein Rückgang: eine Abnahme der europäischen Bevölkerung. Wenn man nach Ländern differenziert, dann werden Nord- und Westeuropa die Zäsur früher erreichen als Süd- und Osteuropa. Da aber auch Süd- und Osteuropa nicht aus dem Rahmen fallen, bedeutet dies, dass die traditionellen Migrationsländer, aus denen sich unsere Fremdarbeiter rekrutieren, sehr bald nach dem Jahr 2000 arbeitskräftemässig "austrocknen" werden. Das Potential an Zuwanderern aus europäischen Ländern wird zunehmend geringer werden. In Zukunft werden unsere Fremdarbeiter immer seltener aus Italien, Spanien, Portugal und Jugoslawien stammen, dafür vermehrt aus Ländern der dritten Welt, insbesondere aus Afrika und Asien, d.h. aus Ländern mit einem kulturell von unserem Land verschiedenen Hintergrund. Das Problem, das uns heute vorwiegend im Bereich der Asylsuchenden und Flüchtlingen beschäftigt, wird uns in Bälde auf breiterer Basis bewegen: Wie wir nämlich mit Menschen umgehen, die nicht in unserer Kultur aufgewachsen sind, die aus uns fremden Kulturen stammen und die des weiteren aus verschiedenen Kulturen stammen. In kultureller Hinsicht bewegen wir uns in Richtung einer "multikulturellen Gesellschaft".

Mit dem kulturellen Pluralismus wachsen erneut die Wahlmöglichkeiten des einzelnen. Sicher sind wir noch weit davon entfernt, dass wir uns für eine kulturelle Identität *entscheiden* müssten. Nach wie vor wachsen wir im Rahmen einer gewissen kulturellen Selbstverständlichkeit auf. Trotzdem ist die Konfrontation unserer traditionellen Kultur mit anderen Kulturen fast alltäglich geworden. Auch wenn man schliesslich mit der eigenen, abendländischen Kultur verbunden bleibt, ist zumindest die Wahrscheinlichkeit gross, dass man eine Phase der Verunsicherung durchlebt und sich vor die Herausforderung gestellt sieht, sich bewusst für die eigene kulturelle Vergangenheit zu entscheiden.

Globalisierung

Ich komme zum vierten Punkt: der Globalisierung unserer Welt. Gewissermassen die Kehrseite der Pluralisierung ist die Globalisierung unserer Welt. Was wir zur Zeit in Europa erleben, ist lediglich ein Symptom einer viel umfassenderen Bewegung, in der wir mittendrin stehen. Der Abbau der Zollschranken im europäischen Wirtschaftsraum, der freie Verkehr von Waren, Dienstleistungen, Geld und Personen, lässt die nationalen Grenzen der europäischen Staaten bedeutungslos werden. Damit vermindert sich die Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Auseinandersetzung in unserem Teil der Erde. Fünfzig Jahre nach den Greueln des zweiten Weltkrieges scheinen die europäischen Nationalstaaten im Begriff zu sein, sich aufzulösen. Noch scheint es uns - vor allem uns Schweizern - schwer denkbar zu sein, dass unsere nationale Identität an Bedeutung verlieren sollte. Noch vermögen wir uns kaum als Europäer zu verstehen. Und trotzdem bin ich überzeugt, dass die Ausweitung der nationalen Horizonte auf den europäischen Raum das unabweisbare Schicksal auch der Schweizerinnen und Schweizer sein wird.

Mit Globalisierung ist jedoch mehr gemeint. Die europäische Integration ist lediglich ein Symptom eines umfassenderen Geschehens. Wir sind in den letzten Jahren auf schmerzliche Weise darauf aufmerksam geworden, dass unser Handeln immer weniger lokal begrenzt ist. Die drängenden Probleme, mit denen wir uns konfrontiert sehen, sind weltweite Probleme, Probleme einer globalen Menschheit. Tschernobyl hat uns klar gemacht, dass die Frage nach der Sicherheit von Atomkraftwerken solange nicht beantwortet sein wird, wie wir von unseren Nachbarn nicht wissen, wie es um die Sicherheit ihrer Atomanlagen steht. Der Treibhauseffekt macht deutlich, dass nicht nur *unser* Kohlendioxyd die Atmosphäre zerstört, sondern auch dasjenige der anderen. Das Abholzen der Regenwälder zeigt uns, dass die ökonomische Situation von Menschen weit weg von uns Auswirkungen hat auf unser eigenes Leben und Überleben. Die Schuldenkrise der Dritt-Welt-Länder lehrt uns, dass unser

Verhalten als finanziell mächtige Länder das Schicksal von Menschen in Entwicklungsländern massiv mitbeeinflusst. Der Zusammenhang von Bevölkerungswachstum und Armut kann uns zeigen, wie wichtig es sein muss, uns mitverantwortlich zu fühlen für eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung. Der grassierende Drogenhandel zeigt uns, dass Gesetze und Massnahmen zur Bekämpfung solange wenig ausrichten können, wie wir nicht im internationalen Raum zu Lösungen finden werden. Etc. Alle diese Probleme, die uns mittelbar oder unmittelbar betreffen, zeigen, dass wir in einer anderen Welt leben als noch vor ein oder zwei Generationen. Es ist eine globale Welt. Nicht nur Europa, sondern der Planet Erde ist zum Horizont unseres Handelns geworden.

Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Ausführungen. Nach der Analyse von vier Entwicklungstendenzen in unserer Gesellschaft, komme ich zu einigen Bemerkungen zur Situation der Schule in unserer Zeit. Ich möchte zwei Probleme aufgreifen, das eine mehr institutioneller Art, das andere mehr pädagogischer Natur. Zunächst zum institutionellen Problem. Es betrifft die Frage der Anpassung unserer Schule an die gesellschaftlichen Entwicklungen, von denen die Rede war.

Institutionelle Schulreform

Individualisierung bedeutet mehr Freiheit: Freiheit von herkömmlichen Bindungen, Zwängen, Rollenmustern, Vorgegebenheiten, Traditionen etc. Diese "Freiheit von" kann zur Belastung werden, sobald sie positiv gefüllt und in eine "Freiheit für" etwas verwandelt werden muss. ERICH FROMM sprach bereits 1941 von der "Flucht vor der Freiheit" und meinte damit die Angst, die die Menschen überkommt, wenn sie realisieren, dass sie ihr Leben selbst bestimmen müssen. Der Individualisierungsschub unserer Tage hat die Bedingungen für eine solche "Flucht vor der Freiheit" verschärft. Die Zunahme an Individualität bedeutet eine Vermehrung der Bereiche, in denen Entscheidungen zu treffen sind. Entscheidungen über den Beruf, die Ausbildung, den Wohnort, den Ehepartner, die Kinderzahl etc. können nicht nur, sondern müssen getroffen werden, und keiner kann diese Entscheidungen einem anderen abnehmen. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass der Sohn die Berufsidentität des Vaters übernimmt; die Tochter hat eine berufliche Zukunft vor sich, die oft radikal von derjenigen der Mutter abweicht. Haben sie einen Beruf gewählt, so können sie nicht mehr sicher sein, ob sie ihn ein Leben lang ausüben werden oder ob er nicht den rasanten Entwicklungen in der Arbeitswelt zum Opfer fallen wird. Nicht zufällig gewinnen Fragen der Weiterbildung und der éducation permanente eine zunehmende Bedeutung in unseren Tagen.

Ähnliches gilt für die Familie. Die verbesserte Bildung der Frauen bedeutet Aspiration auf Berufstätigkeit. Untersuchungen zeigen, dass bei Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren die Verwirklichung des Berufswunsches höher rangiert als z.B. Heirat und Mutterschaft. Weibliche Berufstätigkeit lässt sich aber nicht mit der traditionellen Rolle der Frau als Hausfrau und Mutter vereinen. Die Folge ist, dass ein zunehmender Druck auf die traditionellen Formen von Ehe und Familie entsteht. Die herkömmliche Rolle der Frau ist nicht mehr selbstverständlich. Vielmehr öffnet sich auch hier ein Feld der Individualisierung. Das hat zwangsläufig Auswirkungen auf das Zusammenleben der Geschlechter. Wenn nicht mehr nur die Männer ihre berufliche Biographie planen, sondern auch die Frauen, dann entsteht das Problem der Abstimmung und Koordination zweier beruflicher Karrieren, inklusive die Lösung der schwierigen Frage, wann und unter welchen Bedingungen Kinder gezeugt und aufgezogen werden sollen. Gerade Kinder werden zunehmend zu einer Frage der Entscheidung und der Planung. Sie müssen gewollt werden, während man sie noch vor fünfzig Jahren "bekommen" hat. Die empfängnisverhütenden Mittel ermöglichen im Prinzip die beliebige Planung einer Schwangerschaft. Kinder sind zu "Kopfgeburten" geworden, wie die Soziologin Beck-Gernsheim pointiert formuliert.

Die Arbeitstätigkeit der Frauen hat zusätzliche Auswirkungen. Dazu gehört die Schrumpfung der Familiengrösse. Frauen, die sich in der Arbeitswelt bewähren wollen, können nicht periodisch schwanger werden und Kinder auf die Welt stellen. Allein schon die schulische und berufliche Bildung bedeutet eine Zeit der Kinderabstinenz. Dadurch erhöht sich das Alter der Erstgebährenden, was sich ebenfalls auf die Zahl der Kinder auswirkt. Denn je älter eine Frau bei ihrer ersten Geburt ist, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie weitere Kinder auf die Welt stellen wird.

Es gilt, einen weiteren Faktor zu beachten: die steigende Lebenserwartung. Zusammen mit der sinkenden Kindersterblichkeit und der reduzierten Geburtenzahl hat die gestiegene Lebenserwartung einen völlig veränderten Lebenszyklus der Frauen zur Folge. Während in früheren Zeiten das Leben einer Frau praktisch voll ausgefüllt war mit Gebähren und Kinderaufzucht, wird die Normalbiographie einer Frau von heute, bei ein oder zwei Kindern und einer Lebenserwartung von gut 80 Jahren, nicht mehr von Schwangerschaft, Geburt und Kinderaufzucht dominiert. Die Erziehungsarbeit kann das Leben der Frau - auch und gerade wenn sie Hausfrau und Mutter sein will - nicht mehr voll ausfüllen. Daher das relativ neue Phänomen des "leeren Nests", nachdem die Kinder "ausgeflogen" sind. Der heutigen Mutter stehen noch zahlreiche Jahre bevor, nachdem sie ihre "Mutterpflichten" erfüllt hat, und das ist durchschnittlich mit 45 Jahren der Fall.

Dazu eine Illustration. Sie haben sicher davon gehört, dass im Kanton Zürich wieder einmal ein Lehrermangel bevorstehen soll. Aus diesem Grund hat das Pestalozzianum in Zusammenarbeit mit der Erziehungsdirektion einen Kurs für ausgestiegene Lehrer angeboten, weil man feststellte, dass von den rund zehntausend Lehrerinnen und Lehrer, die im Kanton Zürich seit 1960 patentiert wurden, lediglich etwa 30 % in ihrem Beruf tätig sind. Man rechnete bescheiden mit etwa 70 Anmeldungen. Tatsächlich haben sich rund 300 angemeldet. Das Interessante dabei ist, dass es sich bei den Angemeldeten zum grössten Teil um Frauen handelt, des weiteren um Frauen im Alter zwischen 40 und 50 Jahren, also genau in dem Alter, das ich vorhin erwähnt habe. Überdurchschnittlich viele Wiedereinsteigerinnen wünschen sich eine Stelle an der Unterstufe, und viele streben eine Doppelstelle an, um teilzeitlich tätig sein zu können (vgl. TAGES-ANZEIGER 3. Mai 1990, S. 17). Damit sehen sie am Beispiel ihres eigenen Berufes die Bedeutung, die Frauen einer Arbeitstätigkeit beimessen und die grosse Nachfrage nach teilzeitlicher Arbeitstätigkeit. In gewisser Weise sind sie als Lehrer privilegiert, da ihr Beruf eine Koordination von Elternschaft und Arbeit eher erlaubt als viele andere Berufstätigkeiten. Aber grundsätzlich liegt hier ein Problem, dass nicht nach punktuellen Lösungen verlangt, sondern eine Umstellung in der Organisation unserer Arbeitswelt erfordert. Diese Umstellung sollte nicht so erfolgen, dass lediglich den Frauen beides ermöglicht wird, Berufstätigkeit und Mutterschaft. Vielmehr müssten - im Zeichen der Egalisierung unserer Gesellschaft - für beide Geschlechter gleichermassen Möglichkeiten geschaffen werden für Kinderbetreuung und Arbeitstätigkeit, um so auch eine partnerschaftliche familiäre Erziehung zu ermöglichen.

Für die Schule ergeben sich aus dieser Problematik zwei Konsequenzen. Erstens ist damit zu rechnen, dass wir es als Lehrer immer mehr mit Einzelkindern zu tun haben werden, zumindest aber mit Kindern, die über höchstens noch ein Geschwister verfügen. 1980 hatten 38 % aller Familienhaushalte in der Schweiz ein Kind, 42 % zwei Kinder, die restlichen 20 % verteilten sich auf Familien mit drei, vier und fünf Kindern.

Zweitens stellt sich für die Schule die Frage, ob sie ihre institutionelle Form aufrechterhalten darf, angesichts veränderter Familienstrukturen. Dabei ist nicht nur an die Arbeitstätigkeit der Frauen zu denken, sondern auch an die Zunahme der Scheidungen. Heute wird jede dritte Ehe geschieden, und die Zahl der alleinerziehenden Eltern nimmt ständig zu. Alleinerziehende Mütter sind aber meist zur Arbeitstätigkeit gezwungen. Doch die Schule zeigt sich noch immer wenig bereit, auf die veränderten Bedürfnisse der Eltern einzugehen. Blockzeiten und Tagesschulen scheinen in den Augen vieler Lehrerinnen und Lehrer Ansprüche egoistischer Eltern zu sein, die lediglich an sich selbst und ihre berufliche

Selbstverwirklichung denken. Das ist ein gefährliches Argument. Vergessen wir nicht, dass es die Schulen *selbst* sind, die der Gleichstellung der Geschlechter in die Hände arbeiten. Koedukation und Angleichung des Stoffes für Knaben und Mädchen sind Errungenschaften der jüngsten Schulgeschichte. Der Zugang zu Bildung und Wissen ist seit jeher der wesentlichste Kanal um Gleichheit zwischen Menschen zu schaffen. Jahrhundertelang wurden die Frauen gerade in dieser Hinsicht diskriminiert. Sie waren die Unwissenden, wurden unwissend gehalten - siehe Rousseau - und vom Wissen ausgeschlossen. Bestenfalls waren sie Trägerinnen eines Geheimwissens, wie die Priesterinnen, Wahrsagerinnen und Hexen. Von der Einführung der allgemeinen Schulpflicht bis zur Angleichung der Lehrinhalte für Knaben und Mädchen besteht ein beständiger Trend zur Egalisierung der Geschlechter gerade in der Schule.

Wer A sagt, der muss auch B sagen. Gleiche Bildung für Mädchen und Knaben bedeutet gleiche Chancen im Berufsleben und damit gleicher Anspruch auf berufliche Tätigkeit. Dann aber müssen wir dafür sorgen, dass die Berufstätigkeit der Frauen, die wir als Lehrer selbst tagtäglich ermöglichen, auch realisiert werden kann. Ansonsten erhöhen wir ungewollt das Konfliktpotential zwischen den Geschlechtern und tragen damit ungewollt zur Erhöhung der Scheidungsraten bei. Ich meine daher, dass wir uns als Lehrerinnen und Lehrer für institutionelle Veränderungen der Schule, die der Arbeitstätigkeit der Frauen und einer partnerschaftlichen familiären Erziehung entgegenkommen, einsetzen müssen. Oder wollen wir uns einmal vorwerfen lassen, für die Verschlechterung der Familienerziehung mitverantwortlich zu sein?

Identität als Erziehungsziel?

Der zweite Punkt, den ich diskutieren möchte, betrifft die Schwierigkeiten dessen, was man landläufig "Identitätsbildung" nennt. Ich werde Ihnen kaum Neues sagen, aber vielleicht ermöglicht Ihnen der Kontext, in den ich das Thema stelle, dem Problem ein paar neue Aspekte abzugewinnen. Ich habe auf ERICH FROMM hingewiesen und seine noch vor dem zweiten Weltkrieg gemachte Feststellung einer "Flucht vor der Freiheit". Die Freiheit, nach der die Menschen so sehr dürsten, wird - kaum ist sie da - zur Belastung. In der Schule wird das Problem vor allem auf der Oberstufe virulent. Individualisierung der Gesellschaft bedeutet - negativ formuliert - Abbau an Identitätsangeboten. Individualisierung ist Herauslösung des einzelnen aus kollektiven Bezügen. Vorgezeichnete Lebensmuster verlieren an Bedeutung; an deren Stelle treten individuell zu gestaltende Biographien.

Vor allem Jugendliche sehen sich zunehmend vor die Anforderung gestellt, ihren Lebensentwurf individuell, auf der Grundlage subjektiver Interpretationen ihrer Lebenswelt zu gestalten. Die Findung einer persönlichen Identität ist schwieriger, wenn die Vorbilder verblassen, wenn sie sich vervielfachen und wenn zwischen immer mehr Lebensentwürfen gewählt werden muss. Die Vorbereitung auf das Leben als Erwachsener ist erschwert, wenn die Erwachsenen keine verbindlichen Vorbilder mehr sind, weil sich die Traditionen verflüssigt haben.

Der Schwächung der Vorbilder entspricht ein genereller Abbau von statusbedingter Autorität. Im Zusammenhang mit der Egalisierung der Geschlechterbeziehung ist eine Erosion patriarchalischer Strukturen in Familie und Schule zu beobachten. Der Abbau von Autoritarismus und Patriarchalismus ist einer der Gründe, die ALEXANDER MITSCHERLICH dazu veranlasst haben, von der "vaterlosen Gesellschaft" zu sprechen. Er sieht uns auf dem Weg zu einer "Geschwistergesellschaft" (MITSCHERLICH), die nicht mehr autoritätshörig und autoritätsgläubig ist. Um das Sprachspiel des Postismus weiterzuführen könnte man sagen, dass MITSCHERLICH unsere Zeit als "postautoritär" diagnostiziert.

MITSCHERLICH beschreibt die postautoritäre Gesellschaft ambivalent. Auf der einen Seite begrüsst er die Egalisierung im Verhältnis der Generationen, auf der anderen Seite glaubt er ein Schwinden der Sozialisationskraft der Familie feststellen zu müssen. Wo das Vaterbild erlöscht, da fehlt die Auseinandersetzung mit den Vätern und die Persönlichkeit der Söhne bleibt schwach. An die Stelle der realen Väter treten Vaterphantasien. Man hört immer wieder von besorgten Eltern und Lehrern, denen bei der Faszination, die Kino-, TV- und Video-Helden bei ihren Kindern und Schülern auslösen, unwohl ist. Von Superman über James Bond zu Knight Rider gibt es sie noch, die Helden und Autoritätsfiguren. Aber eben nur mehr als Fiktion. Wo die realen Ideale verblassen, scheint die Unterhaltungsindustrie einzuspringen und Identitätssurrogate anzupreisen. Doch in der Phantasie lassen sich keine stabilen Ich-Grenzen gewinnen. Das Ergebnis sind narzisstische Persönlichkeiten, die versorgt und gefüttert sein wollen, aber nicht bereit sind, etwas zu geben.

Sollte MITSCHERLICH Recht haben, dann ist es schwieriger geworden, in der heutigen Zeit erwachsen zu werden. Ein literarisches Beispiel für diese Schwierigkeit gibt uns OSKAR MATZERATH in GÜNTER GRASS' "Blechtrommel". Die postautoritäre Gesellschaft begünstigt aussengesteuerte Individuen, die auf der Suche nach Anerkennung bereit sind, ihre Identität gleichsam chamäleonhaft zu wechseln. Die "situative Persönlichkeit", von der seit einiger Zeit die Rede ist, scheint das Resultat einer individualisierten Gesellschaft zu sein, die uns überfordert und den einzelnen in die "Flucht vor der Freiheit" drängt. Die "aussengelenkte

Persönlichkeit" zersetzt die moralischen Grundlagen unserer Gesellschaft, da sie tut, was gerade gefragt ist, aber nicht, was aufgrund übergreifender Überlegungen notwendig wäre. Wer ständig mit sich selbst beschäftigt ist, weil er sich nicht zu fassen vermag, dem fehlt die Sensibilität für das Schicksal anderer. Die zunehmende Fremdenfeindlichkeit in unserem Land hat ihren Grund vielleicht auch in der Tatsache, dass unsere Identität fragil geworden ist, und wir uns leicht irritiert fühlen durch Menschen, die uns in Frage stellen, einfach dadurch, dass sie anders sind als wir selbst. Identität wird zum Ausdruck subjektiver Vorlieben. Das Sentimentale, Situative und Private wird zum Ankerplatz der Individualität, während unsere Erde auf eine globale Katastrophe zusteuert. Fundamentalismus im Denken und Fanatismus im Handeln sind die Folge. Das gilt nicht nur für den religiösen, sondern auch für den politischen Bereich. Eine zunehmende Polarisierung des politischen Lebens ist in den letzten Jahren gerade auch in der Schweiz zu beobachten. Für unsere nationale Identität hat dies gefährliche Konsequenzen, gibt es doch kaum mehr als eine politische Verfassung, was unser Land zusammenhält.

Was ist zu tun? Zunächst einmal denke ich, dass der Pessimismus ein schlechter Ratgeber ist, gerade für Lehrer und Erzieher. Dann aber sollten wir den Abbau von paternalistischer Autorität nicht mit "laisser faire" verwechseln. Es gibt eine legitime Autorität, die gerade von Kindern und Jugendlichen gesucht und anerkannt wird. Legitim ist Autorität dann, wenn sie sachlich begründet ist. Die psychologische Forschung zeigt auch, dass eine in sachlicher Autorität verwurzelte Erziehung zur Stärkung des moralischen Bewusstseins beiträgt. Sachliche Autorität ist allerdings daran gebunden, dass wir glaubwürdig sind. Aber sind wir das, wenn wir selbst unsicher sind über die Richtung, in die unsere Welt zu gehen hat?

Ich glaube, es wäre schon viel gewonnen, wenn wir unsere eigene Ratlosigkeit eingestehen könnten. Glaubwürdig sind wir nämlich nicht nur dann, wenn wir auf alles eine Antwort haben, sondern auch dann, wenn wir etwas nicht wissen und zu unserer Unwissenheit stehen. Ich fürchte, dass viele Lehrer in unserer Zeit den erzieherischen Umgang meiden, weil sie oft genauso unsicher sind wie ihre Schüler. Das aber ist pädagogisch gesehen eine falsche Haltung. Denn damit entziehen wir uns der Kommunikation mit den Schülern und verstärken ihre Tendenz, in die Scheinwelt der Medien zu fliehen. Was wir brauchen, ist *mehr* Auseinandersetzung zischen den Generationen, nicht weniger. Damit könnten wir vielleicht erkennen, dass die Globalität unserer Probleme auch eine Globalität der Problemlösung und damit eine Globalität der menschlichen Gemeinschaft voraussetzt. Toleranz, Solidarität und Verantwortung würden wieder etwas mehr Gewicht erhalten in einer zum Egoismus neigenden Zeit.

Vielleicht müssten wir auch erkennen, dass die Identität, so wie wir sie uns herkömmlicherweise denken, ein überholtes Ideal pädagogischen Handelns ist. Identität als Zustand der lebenslangen Übereinstimmung mit sich selbst passt nicht so recht in unsere Zeit. Identität als Einheit und Geschlossenheit der Person betont die Separatheit des einzelnen auf Kosten seiner Verbundenheit mit anderen. Sie betont das Eigene gegenüber dem Fremden. Identität ist ein patriarchaler Begriff, der Grenzen zieht. Doch das autarke, heroische Subjekt hat sich in einer postautoritären "Geschwistergesellschaft" überlebt. Deshalb sollten wir uns daran gewöhnen, in einer Zeit, in der alle von Identität und Selbstverwirklichung sprechen, das Gegenteil zu betonen: die Fragmenthaftigkeit des Individuums, die Tatsache, dass jede und jeder der Ergänzung durch andere bedarf, um zu leben. Jeder mag zwar mit sich identisch sein, aber eine Ganzheit ist er erst in Bezug auf eine Gemeinschaft, die heute im Begriff ist, zur globalen Gemeinschaft der planetaren Menschheit zu werden. Nicht die geschlossene Persönlichkeit, die in sich das Ganze der Welt zur Darstellung bringt, sollte unser Erziehungsideal sein, sondern die Persönlichkeit als Fragment, die erst in der Gemeinschaft mit anderen zu sich finden kann.

© Walter Herzog, 2.7.1990